

Jörg Frommer, Martina Löw und Ursula Rabe-Kleberg

Körper und Leib als Gegenstand sozialwissenschaftlicher Analyse – Einführung in den Themenschwerpunkt

Körper und Leib sind zunehmend das Fremde und Andere entsinnlichter sozialer Welten geworden, in denen konkrete Präsenz in vielen Bereichen zwischenmenschlicher Kommunikation zugunsten über Medien vermittelter Bezugnahme auf virtuelle Objekte in den Hintergrund tritt. In ihrer doppelten Bedeutung als vorgegebener unhinterfragbarer Voraussetzung menschlichen Lebens sowie sozialer Existenz (*natura naturans*) und intentional verfügbarer physischer Bühne der Darbietung individuellen Lebensstils (*natura naturata*) vermag Kommunikation aber auch in den hochkomplexen Gesellschaften des elektronischen Zeitalters nicht ohne Bezug auf Körperlichkeit, d.h. ohne die Integration des Anderen, gelingen. In der häufig anonymen und von Distanz geprägten Internet-Kommunikation werden Körpermetaphern und -verweise eingesetzt, um an die Glaubwürdigkeitsbelege, die im Alltag über den Körper organisiert werden, anzuknüpfen (vgl. Funken 2000, 2001). Körperbezüge werden zwar abstrakter, doch keineswegs ist die virtuelle Praxis ein Ort körperloser Begegnungen. Auch in der virtuellen Praxis erweist sich, dass eine emotionale und vertrauenswürdige Kommunikation auf Körperlichkeit nicht verzichten kann. In der Ambivalenz zwischen glaubwürdiger Voraussetzung und medialer Figuraton wird der Körper zu einem Faszinosum, an dem sich die Auseinandersetzung mit den Grundfakten der *conditio humana* kristallisiert. So erstaunt auch nicht der Appell an die Wissenschaften, Körper und Leiblichkeit zu erforschen, zu nostrifizieren und zu beherrschen, d.h. der technischen Kontrolle und Manipulierbarkeit zugänglich zu machen.

Diesem letztgenannten Auftrag fühlen sich insbesondere die technisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen verpflichtet, deren methodisches Selbstverständnis auch die gegenwärtige medizinische Diagnostik und Therapeutik des Körpers prägt. Das dort weitgehend unangefochten herrschende positivistische Einheitsverständnis von Wissenschaft vertritt frei von Selbstzweifeln einen universalistischen Geltungsanspruch, demzufolge – beispielsweise in der Molekulargenetik oder Transplantationsmedizin – Fragen der technischen Machbarkeit und inzwischen auch ökonomische Abwägungen den Diskurs dominieren.

Die sozialwissenschaftliche Relativierung dieses Zugangs, beispielsweise durch die Aufarbeitung der subjektiven und soziokulturellen Dimension von Körperlichkeit und deren technischer Manipulation oder durch die wissens- und wissenschaftssoziologische Auseinandersetzung mit den paradigmengebundenen Artefaktbildungen, unbeabsichtigten Technikfolgen und Selbstüberschätzungen des naturwissenschaftlichen Diskurses, ist bisher nur zögerlich erfolgt. Ein wissenschaftshistorischer Grund hierfür könnte darin vermutet werden, dass es für die sozialwissenschaftlichen Disziplinen im 20. Jahrhundert zunächst einmal unerlässlich erschien, eigene, von den Biowissenschaften klar unterscheidbare Gegenstandsbereiche zu reklamieren. Von dieser Tendenz war bereits eine auf dem Ersten Deutschen Soziologentag – 1910 in Frankfurt – vorgebrachte kritische Absage Max Webers an alle Arten von Soziobiologie geprägt (Schluchter 1995, S. 51), und sie bestimmte im ausgehenden Jahrhundert immer noch die soziologische Systemtheorie, die soziale Systeme zu ihrer Domäne erhob und gegen eine ihnen nur kontingent assoziierte Umwelt, zu denen auch biologische Systeme gezählt wurden, abhob (Luhmann 1984).

Bereits für Max Weber standen bei der Abgrenzung der damals neuen Disziplinen aber auch schon methodische – und vor allem methodologische – Argumente im Vordergrund. Ihm ging es darum klarzustellen, „was aller modernen Methodenlehre zu Trotz immer wieder vergessen wird: dass die Comtesche Wissenschaftshierarchie das lebensfremde Schema eines grandiosen Pedanten ist, der nicht begriff, dass es Disziplinen mit gänzlich verschiedenen Erkenntniszielen gibt, von denen *jede* von gewissen unmittelbaren Alltagserfahrungen ausgehend, den Inhalt dieser ‚unwissenschaftlichen‘ Erkenntnis unter ganz verschiedenen gänzlich selbstständigen Gesichtspunkten sublimieren und bearbeiten muss“ (Max Weber, zit. n. Schluchter 1995, S. 52).

Trotzdem verwundert es, wie sehr die Auseinandersetzung mit Körper und Leib doch Randerscheinung der Sozialwissenschaften im 20. Jahrhundert geblieben ist. Eine Bestandsaufnahme der vorliegenden Ansätze ist Gegenstand des Beitrags von *Wolfram Fischer* zum Themenschwerpunkt. Einerseits, so stellt er mit Plessner fest, ist das Verhältnis des Menschen zu seinem Körper als eine Kardinalfrage menschlicher Existenz und somit auch jedweder Soziologie aufzufassen, andererseits markiert der Körper aber auch die Grenze zum Fremden, Kontingenten, Nicht-Sozialen und ist daher für Sozial- und Kulturwissenschaften schwer zu fassen. Seine Konzeptualisierung lässt sich theoretisch aber durchaus leisten, so Fischer, wenn man an George Herbert Mead, Alfred Schütz, Helmuth Plessner und Maurice Merleau-Ponty anknüpft. Gemeinsam ist diesen Autoren die Herausarbeitung des Spannungsverhältnisses von subjektiver Leibwahrnehmung und spontaner Expressivität einerseits und der sozialen Definition und Fixierung körperlicher Interaktion auf der anderen Seite. Ein weiterer Gegenstand der Arbeit von *Wolfram Fischer* sind die historischen Körperkonzepte, die die Geschichte des okzidentalen Zivilisationsprozesses beherrscht haben. Im Anschluss an Mary Douglas mündet sein historischer Abriss in die Einsicht, dass ritualisiertes, körperliches Ausdrucksverhalten nicht nur in Richtung auf das Individuum zu interpretieren ist, sondern dass sich in ihm gesellschaftliche Strukturen ausbilden und manifestieren. Schließlich geht Fischer auch auf die Konstituierung von Körper und Leib im

biographischen Kontext ein. Hier führen seine Überlegungen zu konkreten methodischen Fragen, beispielsweise der simultanen Erfassung von psychischen und ihnen korrelierten somatischen Parametern oder der Analyse nonverbaler videoaufgezeichneter Interaktionen.

Qualitative sozialwissenschaftliche Analyseverfahren sind bislang weitgehend diskurslastig. Interpretiert wird das Wort, der Satz, die Aussage. Für die, jede Interviewsituation mitbestimmenden, nonverbalen körperlichen Ausdrucksformen gibt es kaum einen systematischen Zugriff. Die Interpretation der Körperdaten bedarf einer bildlichen Darstellung. Bewegte Bilder mittels Aufnahmetechnologien wie Video während des Interviews zu produzieren und anschließend zu interpretieren, ist ein der Komplexität der Forschung angemessenes Verfahren. Aber auch das Standbild, die Fotografie, bietet eine Annäherung an Körperverhältnisse, die die Sozialwissenschaft bislang weitgehend den Kulturwissenschaften überlässt.

Roswitha Breckner setzt sich in ihrem Beitrag mit der Frage auseinander, welche Aspekte sozialer Wirklichkeit in Bildern sichtbar bzw. sehend zugänglich gemacht werden. Das Bild wird als eigenständige Quelle und Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschung zum Thema gemacht. Um sowohl ihre Ergebnisse einer Bildanalyse, konkret der Analyse einer Fotografie von Helmut Newton, als auch ihre methodische Herangehensweise nachvollziehbar zu machen, setzt sich Breckner zunächst sowohl mit dem Verhältnis von Bild und Wirklichkeit als auch mit dem von Bild und Text auseinander. Ihre Betrachtung und Interpretation der Fotografie, eine körperliche Inszenierung eines sexualisierten Geschlechterverhältnisses, fokussiert auf den (vergeschlechtlichten) Körper. Sie zeigt auf, wie die Fotografie über die Körperabbildungen Ambivalenzen und Unklarheiten im Verhältnis von Erotik, Liebe und Macht thematisiert. In diesem Sinne ist das Foto Bestandteil der Wirklichkeit und wirkt zurück auf die alltäglichen Körperinszenierungen.

Der Beitrag von *Agnes von Wyl* und *Brigitte Boothe* über Alltags- und Traumerzählungen von essgestörten jungen Frauen bringt in Erinnerung, was die Psychoanalyse für die Thematisierung von Körper und Leib in den Sozialwissenschaften beigetragen hat. Dabei kam es über Jahrzehnte zu einer gegenseitigen Befruchtung, in der nicht nur den Sozialwissenschaften die Notwendigkeit der Einbindung von Trieb und Emotion in ihre theoretischen Entwürfe aufgezeigt wurde, sondern andererseits auch die Psychoanalyse Wandlungen erfuhr. Von der Triebpsychologie über die Ich-Psychologie entwickelte sie sich, nicht zuletzt unter dem Einfluss des amerikanischen Pragmatismus und der Frankfurter Schule, zur Psychologie der Objektbeziehungen. Während Freud sich als Naturwissenschaftler verstand und eher verwundert notierte, dass seine Fallgeschichten Novellen ähnelten, hat die Hermeneutik in der psychoanalytischen Forschung inzwischen einen festen Platz gefunden. Kvale (2001), ein in Dänemark lehrender norwegischer Entwicklungspsychologe, geht soweit, der psychoanalytischen Erkenntnisgewinnung und der qualitativen Sozialforschung eine weitgehende Strukturähnlichkeit zu attestieren. Beide benötigen Einzelfallstudien zu ihrer Erkenntnis, beide gehen nicht nur hypothesengeleitet, sondern auch induktiv vor, beide erfassen ihr Material durch Interpretation, sind beziehungs- und prozessorientiert, und beide interessieren sich für marginale

und pathologische Erscheinungen, um aus dieser Perspektive Normalität zu problematisieren und zu hinterfragen. Eindrücklich zeigt die Studie von von Wyl und Boothe, wie sich die familiären Beziehungserfahrungen bei den von ihnen untersuchten Patientinnen in ihrer Beziehung zum eigenen Körper niederschlagen. Quasi mikroskopisch wird hier deutlich, dass auch intimste subjektive Körpererfahrung sozial, d.h. hier durch die Beziehungen zu den Personen der Primärfamilie, geprägt ist.

Auch *Burkhard Fuhs* greift ein einst als intim definiertes Thema der Körpernutzung auf. Er setzt sich mit dicken Kindern mittels einer systematischen Internet-Recherche auseinander und versucht so, die unterentwickelte Körperforschung in der Kindheitssoziologie und Erziehungswissenschaft auszubauen. Er zeigt auf, dass dicke Kinder zu einem wesentlichen Thema im öffentlichen Diskurs geworden sind. Das Dick-Sein wird dabei in einem Spannungsfeld von Fastfood/Fettkonsum/Bewegungsmangel einerseits und rigidem Schlankheitsregime andererseits positioniert. Auf diese Weise verschiebt sich die Wahrnehmung von einem einst als individuelles Problem betrachteten Übergewicht zu einer gesellschaftlichen Gesundheitsfrage. An der Diskussion um dicke Kinder werde die Lebensweise der Industriestaaten exemplarisch diskutiert. Die öffentliche Auseinandersetzung um die dicken Kinderkörper kann, so Fuhs, als Ausdruck des sozialen Wandels und eines ungeklärten Generationsverhältnisses verstanden werden. Da die Körperdebatte wesentlich von Erwachsenen geführt werde, zeige sich ferner die Tendenz, dass Erwachsene ihre Körpervorstellungen auf Kinder übertragen. Dicke Kinder werden nicht als Akteure begriffen und kommen dementsprechend nicht zu Wort. Insgesamt plädiert Fuhs, angeregt durch die besonders deutliche Materialität des dicken Körpers, dafür, die Theorie der Kindheit mit dem Blick auf Körper zu „erden“.

Literatur

- Funken, C.: Topographie der Anonymität. In: Andriopoulos, S./Schanbacher, G./Schumacher, E. (Hrsg.): Die Adresse des Mediums. Köln 2000, S. 64-82
- Funken, C.: Imaginäre Nähe. Kommunikationsstrukturen im Netz? In: Tagungsband zum Kongress „Kommunikationskulturen zwischen Kontinuität und Wandel“ der Österreichischen Gesellschaft für Kommunikationswissenschaft (ÖGK) und der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPK). Wien 2001, S. 447-465
- Habermas, J.: Erkenntnis und Interesse. Frankfurt a.M. 1968
- Kvale, S.: The psychoanalytic interview as qualitative research. In: Frommer, J./Rennie, D.L. (Hrsg.): Qualitative Psychotherapy Research. Methods and Methodology. Lengerich 2001, S. 9-31
- Luhmann, N.: Soziale Systeme. Frankfurt a.M. 1984
- Schluchter, W.: Einleitung. In: Schluchter, W. in Zusammenarbeit mit Frommer, S. (Hrsg.): Max Weber. Zur Psychophysik der industriellen Arbeit. Max Weber – Gesamtausgabe. Band I/11. Tübingen 1995, S. 1-58